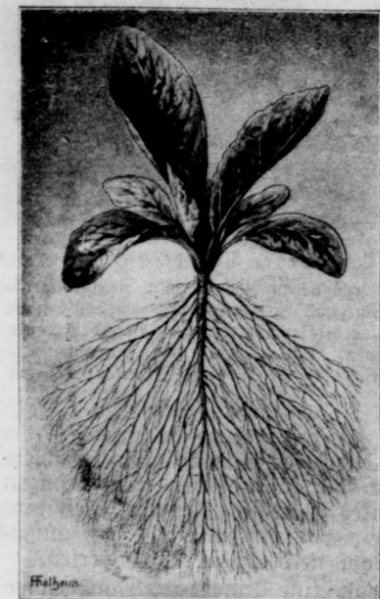




Karte von Irland zur Uferbewegung, die durch das Homerule (Selbstverwaltung) Gesetz veranlaßt worden ist.

00 Aus dem Reiche der Natur. 00

Die Länge der Wurzeln. Wir alle wissen, daß die Pflanzen mit ihren Wurzeln in der Erde nach Nahrung suchen; doch von der Größe der Arbeit, die hier geleistet werden muß, haben wir zumeist nur eine recht unklare Vorstellung. Aber wir bekommen einen Begriff davon, wenn wir einmal eine Wurzel messen, wenn wir feststellen, wie lang die Wurzel einer mittelgroßen Pflanze sein muß, damit sie befähigt ist, ihr das notwendige Wasser zu beschaffen. Z. B. haben die Wurzeln einer einjährigen Getreidepflanze bereits eine Gesamtlänge von 600 Meter, und die Wurzeln eines großen Kürbisses erreichen gar die stattliche Gesamtlänge von 25 Kilometer. Es ist nicht leicht, die einzelnen Wurzeln, die so tief im Boden haften, daß man sie eher zerreißen als von der Erde lösen kann, unverletzt mit der Pflanze herauszuziehen, um sie zu messen. Meist wird man auch bei großer Vorsicht Wurzeln abreißen und nur einen Teil mit der Pflanze herausheben. Doch wenn wir nur im kleinen einmal den Versuch machen wollen, die Länge aller Wurzeln einer Pflanze zu bestimmen, dann wird uns mit ein wenig Geduld das Experiment unschwer gelingen. Wir nehmen kleine Helianthuspflänzchen, die wir für wenige Pfennige kaufen können, und bringen sie in einen Topf, den wir mit feuchten Säge-



spanen anfüllen. Nach einigen Tagen, wenn die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht haben, nehmen wir sie heraus und spülen die Wurzeln vorsichtig ab. Dann trocknen wir sie ein wenig zwischen Klopapier und legen sie auf photographisches Kopierpapier. Das Ganze bedecken wir, damit sich nichts verschiebt, mit einer Glasplatte und setzen es dem Sonnenlicht aus. Nach wenigen Minuten schon wird die Zeichnung fertig sein, die wir — wie jede photographische Kopie — in ein Fixierbad bringen (10,0 unterschwefligsaures Natrium auf einen

Liter Wasser) und dann trocknen lassen. So erhalten wir eine genaue Kopie des gesamten Wurzelsystems einer Pflanze und haben nur noch nötig, auf die Zeichnung, dem Verlaufe der Wurzeln entsprechend, nasse Zwirnspulen zu legen und diese dann zu messen.

Frühlingsfreude.

Die Erde hat ihr grünes Kleid
Auch dir verjüngt die Erde sich
Sich angehen aufs neu;
Im Frühlingssonnenschein.
Vorbei ist Kälte und Winterleid,
Auch dir der Frühling wieder lacht,
Und wieder blüht der Mai.
Dir singt der Vöglein Schar;
O, müdes Herz, nun freu' auch dich,
Auch dir hat Feld und Wald gebracht
Vergiß den Kummer dein!
Manch buntes Blümlein dar.
Pauline Büttke.

Allerlei Heiteres. — Rätsellecke.

Ein Schaulberger. Bekannter: „Wie brachten Sie denn Ihre Frau wieder zum Bewußtsein, nachdem sie Ihnen zum erstenmal in Ohnmacht gefallen war?“

— Junger Ehemann: „O, sehr einfach; ich flüsterle ihr zu, sie hätte sich mit ihrem neuen Kleid in einen Tintenstiefel hineingelegt. Da hätten Sie mal sehen sollen.“

Bei der Konfuktion. Patient: „Herr Doktor, eines will ich Ihnen gleich sagen: zu verbieten brauchen Sie mir nichts — meine Frau hat mir bereits seit Jahr und Tag alles verboten!“

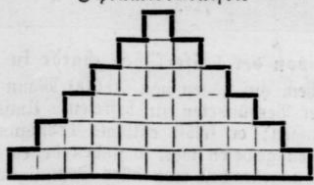
Praktisch. Versicherungsinpektor: „Also das Feuer kam sehr rasch zum Ausbruch?“ — Herr: „Ja, meine Frau konnte nicht einmal ihre Haare und Zähne mitnehmen.“

Immer ähnlicher. Photograph: „Dieses Porträt hat Ihr Sohn, der Student, bei mir bestellt.“ — Vater: „Das sieht ihm sehr ähnlich. Hat er es schon bezahlt?“ — Photograph: „Noch nicht.“ — Vater: „Das sieht ihm noch ähnlicher.“



Wo ist die Gänseleier?

Pyramidenrätsel.



Die Buchstaben AAAAAA, BB, EEEE, HH, II, K, L, MM, NN, OO, P, RRRR, SSSS, TT, U sind in obestehende Figur so zu ordnen, daß die Wägerechten nennen: 1. einen Konsonanten, 2. einen Körperteil, 3. einen englischen Besitz in Älien, 4. eine Stadt in Thüringen, 5. eine Pflanze, 6. einen englischen Dichter. Die beiden äußeren Schrägen bezeichnen, beide von oben nach unten gelesen, einen männlichen Personennamen und eine Frucht. C. Pein.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.

Druck von B. Kohlhammer. Redaktion: Dr. C. Görlach in Stuttgart.
Verlag von B. A. S. a. n. k., Altona i. W.



Illustriertes Familienblatt.

N. 16.

Wochenbeilage zum Altonaer Kreisblatt.

1914.

Schlehen.

Von Max Esch.
(Fortsetzung.)

„Du magst sagen, was du willst,“ fing Artur wieder an, „alles das drückt dich schon lange Jahre wie heute, und doch bist du ein anderer! Warum das leidenschaftliche Arbeiten? Das Examen? Du hast's wahrscheinlich am wenigsten von allen nötig, dich mit einer langweiligen Vorbereitung zu befassen. Warum das stille, abgeschlossene Wesen, das dir sonst so fremd war? Sei offen!“

Ferdinand schwieg und sah hinaus auf den Fluß, über den der Mond eine silberne Brücke geschlagen hatte.

„Sei offen!“ bat Artur dringender. „Ich weiß, ich bin der einzige, mit dem du so herzlich stehst, und ich würde um keinen Preis diesen Platz einem andern einräumen. Hab' ich vor dir je ein Geheimnis so lange geheimgehalten? Du kennst mich durch und durch. Du bist undankbar; du liebst mich nicht!“

Schwitzgäbele ergriff seine Hand. „Ich weiß nicht — 's ist lächerlich —“ sagte er und stockte dann.

„Lächerlich?“ fuhr Artur auf. „Für mich etwas lächerlich, was dich drückt? Du hast mich noch nie verstanden. Wie warm, wie treu ich an dir gegangen habe, wie ich deine Freundschaft gesucht und jahrelang gesucht habe! Heut' willst du mich's fühlen lassen, daß wir doch noch nicht so gleich, so Geistesbrüder sind, wie du sonst wohl gesagt hast!“

Noch keine Antwort.

„Ja, ja, man hat doch recht gehabt: Du bist stolz, stolz auf deine geistige Ueberlegenheit, stolz auf dein Unglück, stolz auf die Kraft, mit der du alle fremde Hilfe abweist. Bin ich dir denn gar nichts?“

„Sei ruhig, Artur!“ versetzte der andere endlich leis. „'s ist lächerlich, aber ein unbeschreibliches Gefühl will mir's fast nicht über die Lippen kommen lassen. Ich bin ein Kind, — ich hab' mir's tausendmal gesagt, — ich bin ein Narr, — was hilft's? — ein einziger Blick hat mich dazu gemacht!“ — „Und das wolltest du mir nicht sagen?“ — „Du verstehst mich nicht. 's ist keine Liebe.“ — „Keine Liebe? Was denn, um's Himmels willen?“ — „Wahnsinn!“

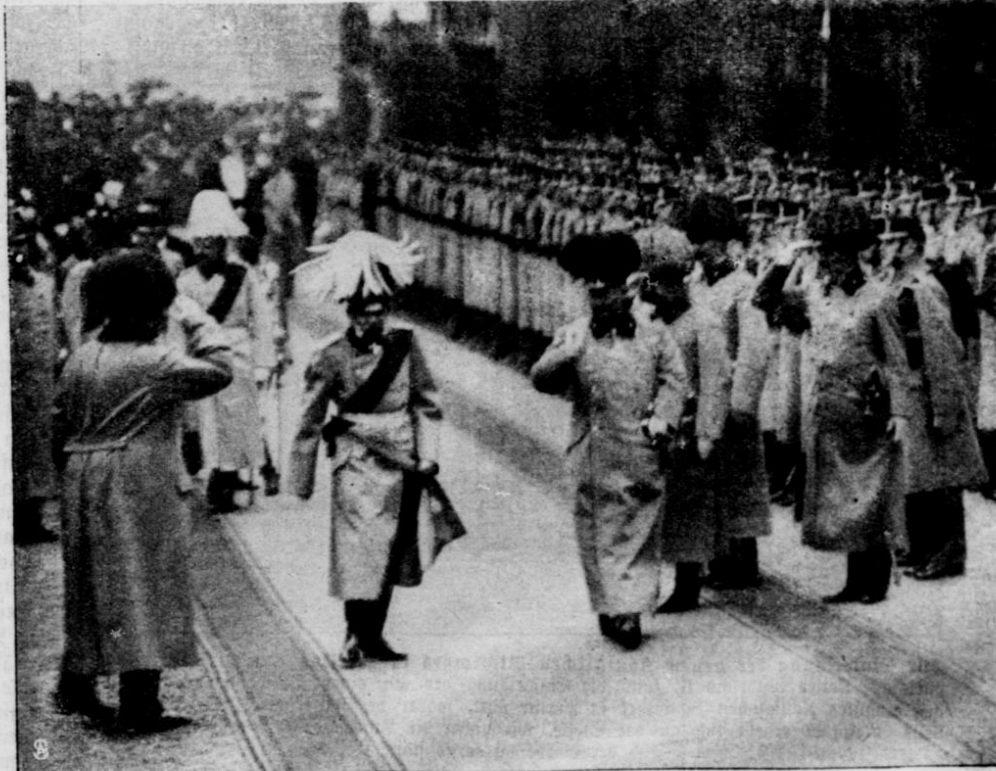
„Du bist ein Narr!“ — „Das sagst du ja... Seit drei Monaten quält mich dieser Blick, und ich weiß nicht einmal, woher er gekommen, und hielt mich für so kalt, so fest, — und ein einziger Blick!“

Das Kellnermädchen brachte die Kaffee, setzte sie mit einem Licht und den Kelchen auf den Tisch und ging. Schwitzgäbele löschte das Licht aus.

„Du erinnerst dich noch an den Holzkopf. Ich kam damals von Wildbad. — Dort war's!“

Eine der Champagnerflaschen knallte. — Artur schenkte ein.

„Auf ihre Augen!“ sagte er und ergriff einen der Kelche. Ferdinand nahm den andern. „Den Trunk verdank' ich meinem Unstern!“ sagte er, als die Gläser glodenhell zusammenklangen. Dann war's still.



Vom Besuch des deutschen Kaisers in Wien. Kaiser-König Franz Joseph von Österreich-Ungarn und Kaiser Wilhelm nach dem Abschieden der Ehrenkompanie auf dem Bahnhof in Penzing. (Phot. Schuhmann.)

Das Examen sollte drei Tage dauern. Bereits waren zwei davon überstanden, als am Abend jenes Tages Schwitzgäbele jubelnd dem jungen Steinau entgegenstürzte, der ihm in dem königlichen Park zufällig begegnete.

„Ich habe sie wieder!“ Das war alles, was aus ihm heraus-

zubringen war. „Ich habe sie wieder!“ war schon seit einer Stunde der Reiz jedes seiner Gedanken gewesen. Wie hätte er jetzt auf die trockenen Berichte Arturs hören können, der von diesem und jenem Professor kam und die wichtigsten Nachrichten in bezug auf die zwei verflochtenen Tage zu bringen glaubte.

„Morgen ist der letzte und wichtigste Tag,“ sagte Steinar, der aus den wirren Bemerkungen und Ausreden Ferdinands nicht klug werden konnte; „namentlich soll der Mittag entscheidend sein.“

Professor R. war von den Arbeiten eines gewissen Schwigabele ganz entzückt und hoffte zum mindesten, daß der hoffnungsvolle Bräutigam morgen Abend sein Ila errungen haben werde; Schwigabele!

„Arthur!“
„Sei doch einigermaßen vernünftig, ich bitte dich. Wenn du morgen deinen Bahn nicht überstanden hast, so ist mir's bange um dich!“

„Und ich habe sie wieder!“

Du gehörst doch sonst nicht zu jener Art von Menschen, die jeden Augenblick Gefahr laufen, Kopf- und herzlos herumzutaumeln. Johann Schwigabele, fasse dich! Halb Europa steht morgen auf deinen Kopf!

„So soll es sein! Mir ist heute Abend die ganze Welt — Bursch oder ein Paradies,“ sagte der Glücklich mit stolischer Ruhe. „Adam, Adam, wo bist du?“ rief Artur mit erhöhtem Ernst; aber es half nichts. Schwigabele lächelte jedem Bubel, dem sie begegnete, überglücklich ins ehrliche Gesicht, grüßte jede Rinds- magd mit unerhörter Höflichkeit, fütterte eine halbe Stunde lang die Schwäne im Teich des Parks mit Biskuit, das er in der Nähe erhandelte, und sah Artur nach seiner schärfsten Standrede so unendlich freundlich an, als hätte dieser für das Glück der Indianer in Paraguay geschwärmt, was ihn immer rührte.

Da war nichts zu machen. Artur ergab sich endlich in das Unvermeidliche, zog seinen Freund in die nächste Laube und bat, ihm doch wenigstens die Ursache seines Zustandes deutlicher aus- einanderzusetzen.

Dies gelang. Mit einer Offenheit, die Artur bei der sonstigen wunderlichen Art Ferdinands mit höchster Bewunderung erfüllte, fing dieser an, von Wilddad zu erzählen. Mit einer Genauigkeit, bei der man nicht wußte, sollte man mehr das Gedächtnis oder die Kindlichkeit des Freundes bewundern, schilderte er jedes Steinchen, über das er dort gestrauchelt, jeden Brombeerstrauch, an dem er vorübergekommen, beziehungsweise hängen geblieben war.

Endlich schien man sich der Katastrophe zu nähern, denn der Bericht wurde etwas feuriger und verwirrter; Schwigabeles Wangen röteten sich höher, seine Hand ergriff die seines Freundes; sein freud- strahlender Blick ruhte fest im Auge Arturs. — „Ich will sie dir nicht beschreiben; dieses offene Gesichtchen, diese lebendigen, funkelnden, unschuldigen Augen, diese zierliche und doch so natürliche Annuit in jeder Bewegung des Kindes, — davon sollte man nie sprechen. Sie war einfach geliebt; ein Sonnenschirmchen lag neben ihr; sie las. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Sie sah auf. Artur, sie sah mich an. Jetzt weiß ich nicht mehr klar, wie's weiterging. Nur das bittere, drückende Gefühl einer unverzeihlichen Unbeholfenheit ist mir in der Erinnerung geblieben. Sie mußte

mich im ersten Augenblick für einen Handwerksburschen halten. Sie erröte leicht und fuhr mit der Hand in die Tasche. Ich erröte's und fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht schoß, aber von der Stelle konnte ich nicht.“

„Sie sind wohl Vabgast?“ sagte sie dann, und schlug die Augen nieder. Eine Stimme — nein, ich wollte dir ja nichts beschreiben; aber hätte sie die Augen nicht auf den Boden gerichtet, ich wäre vollends eine Bildsäule geworden. Das Vabeleben gewährt etwas

mehr Freiheit, als sonst wohl erlaubt wäre; das fiel mir ein. Ich antwortete. Sie sah mich wieder an, so freundlich, so lieb, und mein störendes Blut jagte wieder lustig durch alle Adern. Sie zürnte nicht. Sie war nicht mehr in Verlegenheit. Ich atmete wieder. Mir war wie in einem süßen, glücklichen Traum. Die tiefe Waldeinsamkeit, die Stille um uns, die nur ihre Stimme und das murmelnde Wasser unterbrach, das leise Flüstern der Bäume — ich träumte wirklich, und manchmal durchfuhr mich ein banges Gefühl, als müßte ich im nächsten Augenblick erwachen und alles wäre verschwunden. Sie saß auf dem moosigen Rain; hinter ihr ein alter Granit- block mit wirrem Gesträuch, vor ihr ein kleiner Graben längs des Wegs. Ich deutete mir einen der freundlichen Wink ihres Auges auf meine Weise und sah einen Moment später im Graben zu ihren Füßen. Sie lächelte. Das war mir der erste Frühlingssonnenblick; ich feierte ihm in meinem Graben drei Minuten lang ein stilles, heiliges Fest. Wie lange ich dort gelesse, wie lange wir vom Himmel, Blumen, Waldbächlein, Schmetterlingen und glücklichen Menschen in der glücklichen Natur gesprochen, weiß ich nicht. Ich fühlte plötzlich, daß sie endlich genug haben könnte, stand auf und griff zu meinem Stod. Es tat mir etwas weh, ich wußte kaum, was. Nachher ward mir klar, daß ich in diesem Augenblick aus dem ersten Stodwerk meines Himmels in das zweite herabgemußt. — „Ich wollte, Sie könnten mir ein Erinnerungszeichen an diese Stunde geben!“ sagte sie schüch- tern. Es war ein ferner, wonniger Klang aus dem ersten, aber der letzte. Ich hätte ihr gerne das Liebste, was ich besaß, gegeben, — die Tabakspfeife, die du mir geschenkt hattest, — aber das ging wohl nicht. Ich kletterte daher an dem Granitblock hinauf, riß einen halben Schlehenbusch herab, der über und über mit Blüten beschnitten war, gab ihr ein Zweiglein und war auf dem Weg den Berg hinauf. Wie ich Abschied genommen, ob sie mir eine Hand gegeben, ob ich noch einen dummen Streich gemacht, das weiß ich alles nicht.

Als ich den Berg zur Hälfte oben war und die warme Frühlings- luft mir freundlich das heiße Gesicht streichelte, kam ich wieder zu mir.

Zwischen dem Lannengeäste hinab konnte ich den Platz sehen, wo sie gesessen. Sie war fort. Ohne zu wissen, was ich eigentlich wollte, war ich den Berg wieder hinunter, an dem Granit vorbei und in Wilddad. Der Tag verging mir, wie kein anderer bis heute. Ich suchte sie nicht; ich erwartete nichts, ich wußte nicht, zu was ich in Wilddad blieb, aber ich war glücklicher in jedem Winkel, in den ich mich verließ; ich freute mich an jedem Busch und Baum und fragte nicht lange, warum. Ich weiß nicht, ob ich ahnte, daß noch nicht alles vorüber sei. Vielleicht.



Joseph Caillaux.

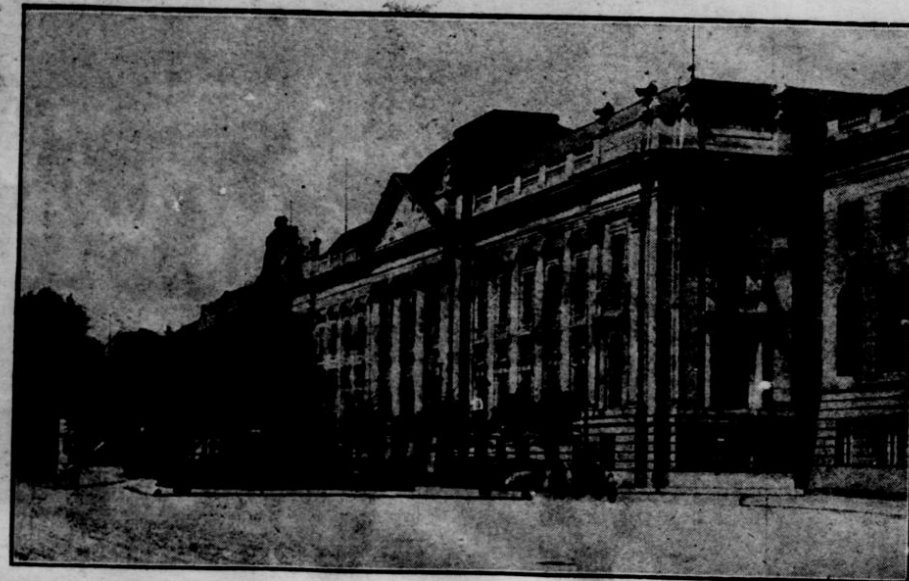


Fran Caillaux.



Gaston Calmette.

Von dem Pariser Revolververant. Frau Caillaux erschoss den Herausgeber des „Figaro“, Gaston Calmette, wegen seiner rücksichtslosen öffentlichen Angriffe auf ihren Mann, den französischen Finanz- minister Joseph Caillaux, der nach der Tat seiner Frau zurückgetreten ist.



Zur Einweihung der neuen Königl. Bibliothek in Berlin. Am 22. März, dem Geburts- tag Kaiser Wilhelms I., fand die Einweihung der mit einem Aufwand von 25 Mill. M. neu erbauten Königl. Bibliothek in Berlin statt, wobei der Kaiser die Weiherede hielt. Die neue Bibliothek erhebt sich an der Stelle, wo früher die Akademie der Künste und die Kaserne der Garde du corps stand.

Zwischen dem Lannengeäste hinab konnte ich den Platz sehen, wo sie gesessen. Sie war fort. Ohne zu wissen, was ich eigentlich wollte, war ich den Berg wieder hinunter, an dem Granit vorbei und in Wilddad.

Der Tag verging mir, wie kein anderer bis heute. Ich suchte sie nicht; ich erwartete nichts, ich wußte nicht, zu was ich in Wilddad blieb, aber ich war glücklicher in jedem Winkel, in den ich mich verließ; ich freute mich an jedem Busch und Baum und fragte nicht lange, warum. Ich weiß nicht, ob ich ahnte, daß noch nicht alles vorüber sei. Vielleicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das ist die köstlichste der Gaben. Die Gott dem Menschenhergen gibt, Die eitle Selbstsucht zu begraben, Indem die Seele glüht und liebt. O süß Empfangen, sel'ges Geben, O schönes Zueinanderweben! Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust, Je mehr du gibst, je froher scheinst du, Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du. O gib das Herz aus deiner Brust!

Es war, als übten die leise gesprochenen Worte eine wunderbare Macht über die junge Seele aus und zögen sie in eine geheimnisvolle Gedankenwelt. Wenn die Marquise ihre

bahnwaggon aufzustellen, die später zu einem Lazarett eingerichtet werden sollten. Befehle wurden erteilt, Rufe erschollen in französischer wie in deutscher Sprache. Einwohner der Stadt standen umher und schauten halb verwundert, halb trotzig dem Treiben der Fremden zu. Aus dem Gasthause an der Ecke des Marktes kam soeben ein kleiner Trupp französischer Soldaten in aufgeregter Stimmung heraus, Häufte wurden geballt, Flüche wurden laut, dann stimmte eine heisere Stimme, der sich die anderen anschlossen, an:

„Notre vie à la France,
Pour les Prussiens la vengeance.“
(Unser Leben gehört Frankreich,
Den Preußen die Rache.)



Napoleons Abschied von der kaiserlichen Garde in Fontainebleau (20. April 1814). Von Horace Vernet.

Das Spiel war aus. In Gewaltmärschen, auf denen von 70 000 Mann krank und ermattet 20 000 Mann am Wege liegen blieben, eilte Napoleon, um Paris aus der eisernen Umarmung der Verbündeten zu befreien. Umsonst — der Senat hatte ihn abgesetzt, Marshall Marmont war, ihm den Rücken kehrend, zu den Verbündeten übergegangen; er selbst entsagte bedingungslos am 11. April dem Thron und seiner Kaiserkrone. Von den treuen Gardes, denen er Abgott im Völkerringen gewesen war, von den besten Freunden galt es noch Abschied zu nehmen. Am 10. April reiste Napoleon von Fontainebleau nach der Insel Elba ab, ungetroffen trotz aller Demütigungen und fähig, nochmals durch sein Erscheinen die Welt in Schrecken zu setzen.

Nichte in diesem Augenblick gesehen und ihre Worte gehört hätte, sie würde aus dem verschleierten Blick und dem wehmütigen Lächeln gelesen haben, daß eine Seele daraus sprach, die ein tiefes Verständnis besaß für das Lieben und Geliebte. Doch nur Anna kannte ihre junge Herrin so und ahnte die Kämpfe, Leiden und Freuden, die durch ihr Herz gezogen waren, wenn sie auch in zartem Laktgefühl nie eine Frage danach tat.

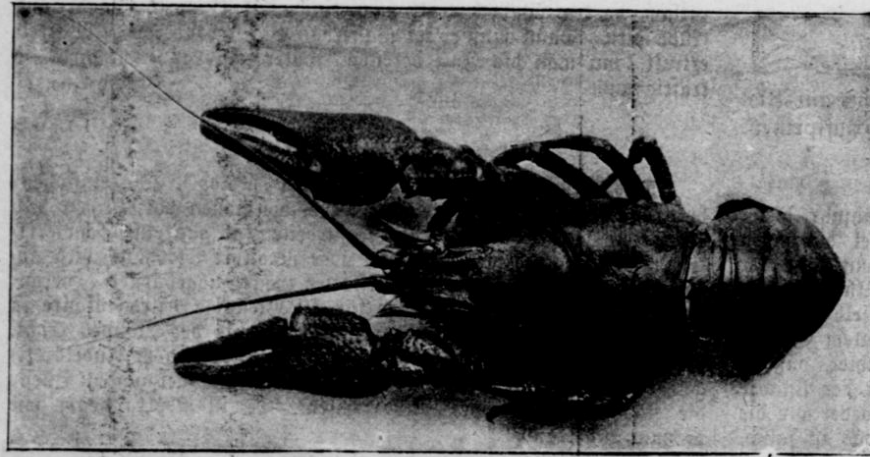
Aus diesem Traumleben, in das die Worte des Dichters sie verfiel, wurde Fräulein von Abigny rauh in die Wirklichkeit zurückgeführt. Bis hier hatte der Weg der jungen Mädchen durch wenig belebte Straßen geführt, jetzt mußten sie den Marktplatz überschreiten, auf dem ein buntes Leben herrschte. Unwillkürlich zogen beide die Schleier wieder fester über ihr Antlitz und beschleunigten die Schritte.

Man war damit beschäftigt, auf dem großen Platz Eisen-

Die ersten des kleinen Trupps hatten so singend die jungen Mädchen erreicht. Schnell wechselnd in ihren Gefühlen, wurde ihr Blick sofort durch die jugendlichen Erscheinungen gefesselt. Ein leichtes, galantes Wort flog wie ein Pfeil hin- über und veranlaßte Fräulein von Abigny, sich stolz aufzu- richten und den zierlichen Kopf in den Nacken zu werfen.

Doch diese Bewegung, welche eine Unnahbarkeit ausdrücken sollte, verfehlte ihre Wirkung; das heiße Blut der Franzosen, durch die Ereignisse des Tages erregt, war in Wallung, und die Haltung der schönen Gegnerin reizte sie mehr, als daß sie dieselbe zurückgestoßen hätte; sie bildeten eine Kette und ver- weigerten den Mädchen den Durchgang.

(Fortsetzung folgt.)



Flußkrebse, von oben gesehen.

Krebse.

Von Heinz Wetten.

„So gemein und geringschäßig der Krebs auch den meisten zu sein scheint, so findet sich an selbigem doch so viel Wunderbares, daß es auch dem größten Naturforscher schwer fallen sollte, solches alles deutlich zu beschreiben.“ (Noel von Rosenhof.)

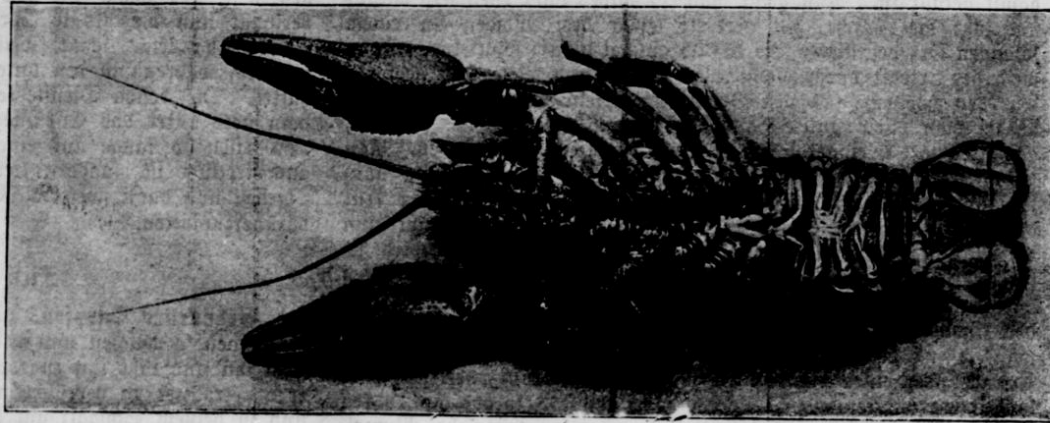
Mit diesen Worten begann vor 200 Jahren ein Schriftsteller, und als 1880 Huxley sein Krebsbuch herausgab, da wußte er in der Einleitung nichts Besseres zu sagen, als diese Worte zu wiederholen. Gemein und geringschäßig ist der lebende Krebs, der so gar nichts Majestätisches, Imponierendes aufzuweisen hat, bis er im Purpurgewande auf unserer Tafel thront, ganz im Gegenteil zu anderen Delikatessen, die uns beschert sind. Die Mutter erzählt von den Geheimnissen des Meeres; sie birgt köstliche Perlen, die ihren Nimbus noch erhöhen. Der Kaviar weiß von fremden Ländern zu berichten, vom Don und von der Wolga, an deren Ufern blondhaarige Mädchen im Sarafan, breitschultrige Burischen in weiten roten Hosen und Juchtschneideln nach den Klängen der Balaleika den Kasaischod mitsammen tanzen, von braunen Kofalen, die auf ihren kleinen Pferden durch die Steppe jagen, die Nagaita zur Rechten.

Von derlei weiß uns der Krebs nichts zu sagen. Er führt ein beschauliches, stilles Leben am Boden unserer Flüsse und Teiche und kennt nur eine Beschäftigung: Fressen. Er frisst so ziemlich alles, was ihm zukommt, selbst seinen eigenen Panzer, nachdem er sich gehäutet, selbst seine Jungen und — man staune — selbst sein Weibchen, wenn er gerade schlecht aufgelegt ist. Er ist der ärgste Kannibale, den man sich denken kann. Gemeinhin aber begnügt er sich mit Schnecken und Würmern und dem Fleisch toter Tiere, die im fließenden und im stehenden Wasser nie fehlen. Wie viele Tiere sterben im Fluß! Der Krebs sorgt ein wenig für die Reinhaltung der Wasserwege, so wie die Hunde von Konstantinopel einst die Straßenreinigung übernommen hatten.

Der Krebs kriecht am Boden der Flüsse und Teiche umher und sucht sich Nahrung. Zwar kann er auch schwimmen, aber er macht von dieser Fähigkeit nur selten Gebrauch. Zumeist kriecht und krabbelt er im Schlamm herum. Von dieser Bewegungsform leitet sich auch sein Name ab, der mit geringen Varianten in den meisten Kulturprachen wiederkehrt. Die Franzosen verpeisen die crevise, sorovisse, die Engländer den crevys, crayfish. Selbst der italienische „gamboro“ hat im Krebs das Mutterwort.

Um den rechten Gesichtspunkt zu finden, von dem aus das Leben eines Tieres zu betrachten ist, ist es aber tunlich, seine Nahrung zu studieren und die Stoffe, die er vornehmlich zum Unterhalt benötigt. Das Leben des Krebses steht im Zeichen des Kalks. Auf Kalk ist sein Dasein eingestellt, wenigstens in den ersten Jahren. Da sucht er den Kalk, wo er ihn bekommen kann. Denn der Panzer, der zu 80 Prozent aus Kalk besteht, wird im ersten Lebensjahr fünf- bis achtmal abgeworfen und muß immer wieder ergänzt werden. Das Wachstum ist naturgemäß an diesen Panzerwechsel gebunden, der, wenn auch seltener, auch, nachdem das Tier mit fünf oder sechs Jahren ausgewachsen ist, noch stattfindet.

Der ganze Schutz des Krebses liegt in seinem Panzer und den harten Scheren. Darum ist das Tier



Flußkrebse von der Unterseite.

kurz nach der Häutung, wenn der Panzer noch weich ist, hilflos wie ein neugeborenes Kind. „Butterkrebse“ nennt ihn das Volk. Interessant ist es, zu beobachten, bis zu welchem Grade dieser Butterkrebse sich seiner Hilflosigkeit bewußt ist. Ein englischer Naturforscher erzählt ein hübsches Geschichtchen von einem zahmen Krebse, den er mehrere Jahre in einem Aquarium hielt. Das Tier hatte sich so an ihn gewöhnt, daß es gern mit ihm spielte, mit den Scheren nach seinen Fingern griff und zwickte, wo es nur konnte. Nach dem Panzerwechsel aber zog es sich stets in einen Winkel seines Bassins zurück und gab alle Anzeichen von Unruhe und Besorgnis von sich, sobald jemand das Zimmer betrat.

Im Mai und Juni schlüpfen die Jungen aus. Auch die erste Häutung findet im Juni bzw. Juli statt. Dann schmecken die Krebse am besten. Der bekannte Satz, daß die Krebse nur in den Monaten ohne „r“ gegessen werden dürfen, braucht nicht „buchstäblich“ genommen zu werden. Denn noch im Oktober ist der Krebs sehr fett. Und in Rußland wird er auch im Dezember noch mit großem Appetit gegessen. — Der Krebsfang wurde früher gemeinhin so betrieben, daß die Fischer im Wasser herumwateten und die Tiere aus ihren Schlupfwinkeln herauszogen. Auch fing man den Krebs in Regen und Neuseen, in die man tote Frösche als Köder gelegt hatte. Heute fängt man ihn vornehmlich nachts mit Fadeln. Denn gleich den Schmetterlingen strebt der Krebs dem Lichte zu, das einzig Botenlicht bei diesem sonst so profaischen Gesellen.

Daß der deutsche Staat schon frühzeitig den Krebsfang gesetzlich zu regeln versuchte, hat seinen Grund in der großen Bedeutung, die der Krebs als Handelsartikel für Deutschland von alters her hat. Ist doch Berlin von jeher der Zentralplatz für den Krebshandel gewesen. Ueber eine Million Stück bezieht England, über sieben bis acht Millionen Frankreich jährlich von Berlin. Zumeist kommt die frische Ware aus der Mark, Westpreußen und Pommern. Hier gedeihen die besten, die Oberkrebsse. Zwar die Ober selbst hat seit der Regulierung des Oderbruches viel von ihrem Krebsreichtum verloren, der noch im 17. Jahrhundert blühte und Küstrin zum Dorado aller Krebseßer gemacht hatte.

Die Krebszucht ist nicht sehr einträglich, da die Tiere zu langsam wachsen und die Zucht erst nach sechs bis acht Jahren Ertrag verspricht. Gleichwohl werden vornehmlich in Süddeutschland und Thüringen wiederholt Zuchtkrebse ausgesetzt.

Neuerdings werden Krebse vielfach von Galizien und Rußland eingeführt. Allein diese Fremdlinge sind den einheimischen Tieren durchaus nicht ebenbürtig und vermögen nur infolge ihrer viermal so großen Fruchtbarkeit und der hieraus folgenden Billigkeit die Konkurrenz auszuhalten. Diese „Flußkrebse“ haben weit schärfere Scheren als unsere „Eckkrebsse“; sie sind nicht so schmackhaft und blaß weißlich gefärbt an der unteren Seite. Die Farbe verschwindet auch beim Kochen nicht, so daß sie leicht erkannt werden können. Eckkrebsse finden sich nur in Deutschland, Skandinavien und Südrussland, Flußkrebse auch in Japan und Sibirien. Eine verwandte Art findet sich in Amerika, der cambarus. Er ist ebenso lang wie der Flußkrebse, aber wohlgeschmackter. Auch hat er einen großen Vorzug vor ihm: er ist gefeit gegen die Krebspest. Die Krebspest räumt gewaltig unter dem gepanzerten Volke auf, viel mehr als seine Hauptfeinde, die Fischotter und der Aal. Durch einen Pilz (mycosis astacina) wird die Pest hervorgerufen. Der Parasit bringt durch die weichen Gelenkhäute oder zwischen den Leibringen in das Innere ein. Zunächst ist der Schaden nicht groß. Der Krebs wird fetter und kann ruhig verspeist werden, da der Pilz durch das Kochen zerstört wird und keine dem Menschen schädliche Umwandlungen im

Tiere hervorruft. „Kenner“ bevorzugen sogar solche Krebse, deren Fleisch viel schmackhafter sein soll. Doch das gilt nur für das erste Stadium. Bald erliegt der Patient dem Feinde, der sich schnell verbreitet und ein großes Sterben in Flüßen und Teichen nach sich zieht. Daher wurde der cambarus bald nach Europa gebracht und ist in Frankreich und auch bei uns — vornehmlich bei Frankfurt a. O. — schon heimisch geworden.

Der gefangene Krebs wird in Kästen aufbewahrt, die von fließendem Wasser durchströmt werden. So hält er sich lange frisch und verliert nichts von seinem Geschmack. Am schmackhaftesten aber bleiben die frisch gefangenen Krebse, zumal die Bachkrebsse, doch nur, wenn am Bache nicht zu viel Kalmus wächst. Sonst werden sie bitter und sind nicht zu genießen, so einladend sie in ihrer roten Schale auch aussehen. Die rote Schale hat der Krebs schon bei Lebzeiten, nur ist sie nicht sichtbar. Im Panzer findet sich ein roter und bläulich grauer Farbstoff. Beim Kochen wird der blaue zerstört, so daß der rote hervortritt.

Vollmund und Sage haben sich von jeher mit Vorliebe des Krebses bemächtigt. Wenig bekannt ist die Ansicht, daß die Krebse gegen Neumond abmagern und bei Vollmond am fettesten sind. Dieser Glaube entbehrt nicht einer gewissen Grundlage, da die Krebse nachts auf Raub ausgehen und in mond hellen Nächten unstreitig mehr gefangen werden als in dunklen.

Ganz unerklärlich aber ist der Köhlerglaube, daß der Geruch des Schweines den Krebs gefährlich sei. Van Helmont behauptete, daß in Brandenburg die Händler ihre Ware nachts auf den Markt bringen mußten. Denn wenn ein Schwein unter den Karren lief, in dem Krebse wären, dann wären diese sofort tot.

Nicht nur des Krebses selbst hat sich der Volksglaube bemächtigt, sondern auch der kleinen linsenförmigen Steine, die sich im Magen finden. Die „Krebsaugen“ sind Kalkkonkremente von 4 bis 11 Millimeter Breite, die aus Kalk und Magnesia bestehen und im Magen dazu dienen, die Nahrung zu zermalmen. Sie bleiben bis zur Häutung im Magen liegen; dann werden sie verdaut und zur Bildung des neuen Panzers verwandt.

Die Krebsaugen spielten von jeher eine große Rolle in jener Welt, die nach Schale speer zwischen Himmel und Erde liegt, und von der „unser Schulweisheit sich nicht träumen“ läßt. Wer Krebsaugen in der Börse bei sich trug, dem ging das Geld nie aus. Ja, selbst zum Liebeszauber mußten die Steinchen herhalten.

So bedeutend, wie die Zauberkrast der Krebsaugen, war auch ihre Heilkrast. Gegen Magenkrämpfe und Sodbrennen wurden gemahlene Krebsaugen verwandt und dienten gerieben als Zahnpulver. Die Wissenschaft kann hier den Volksglauben unterstützen. Sie verordnet kohlensauren Kalk oder Natron. Und da die kleinen Steinchen im Krebsmagen fast ganz aus kohlensaurem Kalk bestehen, so ist das Volksmittel brauchbar, nur etwas unpraktisch. Denn Tausende von Krebsaugen entsprechen erst einem Kilo Krebse, das unstreitig billiger zu beschaffen ist und denselben Zweck erfüllt.

Wie kommt man im Leben vorwärts?

Willst du Erfolg haben, so sei ein Charakter, sei Herr über deine Begierden, übe Selbstverleugnung. Hüte dich vor zu langem Schlaf, zu viel Zerstreuung und Vergnügen, vor jeder unnötigen Ausgabe. Siehe zu, daß du eine gute Gesundheit behältst. Sei im kleinen und kleinsten sorgfältig: was überhaupt wert ist, getan zu

werden, ist auch wert, gut getan zu werden; habe eine genaue Kenntnis aller Kleinigkeiten deines Geschäftes und übermache auch das Geringfügigste. Erlebe rasch und genau alle Geschäfte. Habe Ausdauer; was dir heute nicht gelingt, gelingt dir vielleicht übers Jahr oder in fünf oder zehn Jahren. Halte dich nicht mit Nebendingen auf; habe immer dein Ziel vor Augen, meide unnützes Geschwätz. In der vom Schicksal dir angewiesenen Stelle scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest.



Folgen der Witzbegierde.

Fritz ist ein Bruder Baseweis, Was er nicht weiß, das macht ihm heiß, Das zieht ihn an wie ein Magnet, Unmöglich, daß man widersteht!

„Lick, lick, lick, lick! Bleib weg, bleib weg!“ So warnt die Mhr in großem Schreck; Doch Meister Fritz zum Beizeitreib Rückt näher schon ihr auf den Leib.

„Bleib weg, bleib weg“ — er streckt die Hand — „Bleib weg“ — sie zittert an der Wand — „Bleib weg, bleib weg, ich bitt' dich, ach“ — Bums — tut es einen großen Krach.

So, Meister Fritz, du siehst jetzt hier Die Folgen deiner Witzbegierde; Was weiter folgt? du armer Wicht, Das will verschweigen das Gedicht.